CELLE • CELLER LAND • LÜNEBURGER HEIDE

HEIMAT 2027



Geschichten und Entdeckungen

Das Hoppener-Haus – seine Schnitzereien neu gedeutet

Eine Nacht am brennenden Bohrturm – ein Augenzeuge berichtet

100 Jahre Bieneninstitut • 120 Jahre Museum am Schlossplatz u.v.m.

A4-Wandkalender · Lesemagazin · 12 monatliche Hörbeiträge

Audio-Kalender .de

Zum Geleit

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

mit **HEIMAT 2027** halten Sie die erste Ausgabe eines Wandkalenders in den Händen, der zugleich ein Lesemagazin ist. Er begleitet Sie durch das Jahr mit historischen Streifzügen und heimatkundlichen Entdeckungen aus Celle, dem Celler Land, Lüneburg und der Lüneburger Heide.

Der Magazinteil vertieft ausgewählte Themen mit Texten und Bildern. An einzelnen Stellen kommen weitere Medien hinzu: ein kurzes Video sowie ein zusätzlicher Hörbeitrag erweitern den Blick auf die jeweilige Geschichte.

Der Wandkalender begleitet Sie von Monat zu Monat mit Bildern aus der Region. Zu jedem Monatsblatt gehört ein Audio-Beitrag; zusammen ergeben diese zwölf Hörstücke mehr als eine Stunde zusätzlicher Entdeckungen.

Ein Magazin wie dieses lebt auch von unterschiedlichen Blicken auf unsere Region. Deshalb sind Beiträge für künftige Ausgaben herzlich willkommen: fundierte, gut erzählte Texte oder Entwürfe dazu, ebenso wie ausdrucksstarke Fotografien, die sich für den Magazinteil oder auch für den Kalender eignen. Wer über die erforderlichen Nutzungsrechte verfügt, richtet die Vorschläge oder Ideen gerne an:
HEIMAT@raumbild-verlag.de

Ebenso freue ich mich über Ihre Rückmeldung zu dieser ersten Ausgabe – über Lob, Anregungen und Kritik. Sie helfen dabei, die kommenden Jahrgänge weiterzuentwickeln und noch genauer auf die Interessen der Leserinnen und Leser auszurichten.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen, Betrachten und Hören – und für 2027 Gesundheit, Zuversicht und viele gute Entdeckungen.

Ihr



Edmund Kupczak

HEIMAT 2027

Inhalt

Zum Geleit – Inhaltsverzeichnis - Ferienkalender ..... vor dem Magazinteil

---

Entdeckungen

Planetengötter und Drachenwesen
(*Neue Betrachtungen zur Symbolik des Hoppener-Hauses, Teil 1*) 5

120 Jahre: Das Museum am Schlossplatz 12

Das Geheimnis der Bienenkörbe (*100 Jahre Bieneninstitut Celle*) 17

Vom Beschenkten zum Bauherrn (*Was war Simon Hoppener wirklich?*) 20

Aus den Museen

Die Zwiebackschneidemaschine 13

Geschichte

Von der Stechbahn zu den Armen Rittern 14
Rezept: Arme Ritter 16

Eine Nacht am brennenden Bohrturm
Die Erdölkatastrophe von Nienhagen 1934 in einer zeitgenössischen Schilderung 24

Zwei Denkmale für Albrecht Daniel Thaer 26

Das Franzosengrab bei Lachendorf 34

Unterwegs

Der Wollteppich 28

Zum Schluss

Bildnachweise & Impressum 38

Planetengötter und Drachenwesen

Neue Betrachtungen zur Symbolik des Hoppener-Hauses

Das Haus mit den vielen Gesichtern

Früher oder später bleibt wohl jeder Besucher der Celler Altstadt fast zwangsläufig vor einem ganz bestimmten Gebäude stehen: dem Hoppener-Haus in der Poststraße. Kaum ein anderes Fachwerkhaus zieht die Blicke so sehr auf sich wie dieser farbenprächtige Giebel. Man schaut nach oben und versucht zu verstehen, was dort eigentlich zu sehen ist. Und selbst viele alteingesessene Celler werfen im Vorübergehen immer wieder einen Blick auf die Fassade.

Errichtet wurde das Hoppener-Haus im Jahr 1532. Die Reliefs mit ihren zahlreichen Figuren, Fratzen, Drachen und ornamentalen Schnitzereien an der Giebelfront zeigen einen faszinierenden Übergang zwischen spätmittelalterlicher Gotik und früher Renaissance. Experten vermuten, dass die kunstvollen Arbeiten aus der Werkstatt des Braunschweiger Meisters Simon Stappen stammen könnten.



Ein steinernes Bilderbuch der Renaissance

Wer den Blick länger über die Schnitzereien wandern lässt, erkennt schnell: Dahinter könnte mehr stecken als bloße Dekoration. Nach heutiger allgemeiner Auffassung spiegeln die Darstellungen vor allem das Weltbild der Renaissance wider – also eine Zeit, in der christlicher Glaube, antike Mythologie, Aberglaube, Moralvorstellungen und gesellschaftliche Ordnung eng miteinander verwoben waren. Die Fassadenschnitzereien wirken dadurch beinahe wie ein Bilderbuch aus dem frühen 16. Jahrhundert.

Neidköpfe, Fratzen und verborgene Botschaften

So finden sich am Haus unter anderem Darstellungen antiker Planetengötter, welche nach damaliger Vorstellung Einfluss auf das menschliche Schicksal nahmen. Andere Figuren sollen auf gesellschaftliche Stände und Berufe ihrer Zeit verweisen. Hinzu kommen als dämonische Fratzen gedeutete Schnitzereien, seltsame Mischwesen und groteske Köpfe, die nach verbreitetem Volksglauben als sogenannte „Neidköpfe“ dienten – also als Schutzsymbole gegen Unglück, Neid und böse Kräfte. Daneben sieht man nach heutiger Lesart auch humorvolle und närrische Figuren, welche wohl das damals beliebte Narrentum und die Freude an satirischen Darstellungen widerspiegeln sollten.

Drachenwesen oder Krokodil?

Besonders faszinierend wirken dabei die zahlreichen drachen- und reptilienartigen Wesen. Manche erscheinen beinahe dämonisch, andere erinnern eher an fantastische Tiere aus uralten Erzählungen. Tatsächlich glauben manche Betrachter, in einzelnen Schnitzereien sogar eine Art Krokodil erkennen zu können. Was heute zunächst ungewöhnlich klingt, wäre für die Menschen des 16. Jahrhunderts aber keineswegs abwegig gewesen.

Denn Krokodile waren damals durchaus als Vorstellung und Symbol bekannt – auch ohne dass jemals jemand in Celle ein echtes Tier gesehen haben musste. Bereits seit dem Mittelalter verbreiteten sich sogenannte Bestiarien, also reich illustrierte Tierbücher, in denen exotische Tiere, Drachen und Fabelwesen dargestellt wurden. Das Krokodil erschien dort häufig in stark stilisierter oder drachenähnlicher Form und galt weniger als zoologisches Tier denn als moralisches Symbol.

Hinzu kam die christliche Bildsprache der Zeit. Wegen seines großen, zahnbewehrten Mauls wurde das Krokodil oft mit dem „Höllenschlund“ in Verbindung gebracht – also mit Vorstellungen vom verschlingenden Bösen. Auch die später sprichwörtlich gewordenen „Krokodilstränen“ standen bereits sinnbildlich für Heuchelei und Täuschung. Da am Hoppener-Haus zahlreiche Fratzen, Drachen und möglicherweise moralische Warnbilder erscheinen, würde sich eine solche Darstellung durchaus in das symbolische Gesamtprogramm der Renaissancezeit einfügen.

Als die Welt plötzlich größer wurde

Besonders spannend ist dabei der zeitgeschichtliche Hintergrund des Hauses. Das Hoppener-Haus entstand nämlich genau in jener Epoche, in der Europa begann, die Welt völlig neu wahrzunehmen. Nur zehn Jahre vor dem Bau des Hauses, im Jahr 1522, kehrten die letzten Schiffe der Expedition Ferdinand Magellans von der ersten Weltumsegelung zurück. Die Menschen Europas erfuhren plötzlich von bislang kaum bekannten Kontinenten, fremden Kulturen und exotischen Tieren. Die Welt schien innerhalb weniger Jahre größer geworden zu sein.



Drachenwesen? Krokodil? Viele Schnitzereien des Hoppener-Hauses geben bis heute Rätsel auf.

Gerade in Handels- und Verwaltungsstädten verbreiteten sich solche Nachrichten erstaunlich schnell. Gedruckte Flugblätter, Reiseberichte und Erzählungen von Kaufleuten sorgten dafür, dass Berichte über Afrika, Amerika oder fremdartige Tiere selbst Menschen erreichten, die niemals ihre Heimatregion verlassen hatten. Alligatoren, Krokodile und andere „Panzerreptilien“ wurden dabei oft nicht naturwissenschaftlich verstanden, sondern als geheimnisvolle Wesen zwischen Realität, Mythos und religiöser Symbolik wahrgenommen.

Hinzu kam, dass exotische Tiere keineswegs nur reine Fantasie waren. Kreuzfahrer, Händler und Pilger brachten bereits im Mittelalter vereinzelt präparierte Krokodile oder andere ungewöhnliche Naturalien nach Europa. Solche Tiere wurden manchmal in Kirchen oder öffentlichen Gebäuden aufgehängt und im Volksmund häufig als „Drachen“ oder „Lindwürmer“ bezeichnet. Die Vorstellung reptilienartiger Ungeheuer war daher tief im kollektiven Denken der Zeit verankert – lange bevor moderne Zoologie entstand.

Mehr als bloße Dekoration?

Doch sind die bisherigen Erklärungsversuche wirklich ausreichend? Handelt es sich bei den Schnitzereien tatsächlich nur um eine lose Sammlung typischer Renaissance-Motive – um etwas Mythologie, etwas Aberglauben, einige Neidköpfe und dekorative Fratzen? Oder wurde hier vielleicht viel bewusster gearbeitet, als man lange Zeit angenommen hat?

Je länger man die Fassadenbilder betrachtet, desto schwerer fällt es, an eine zufällige Aneinanderreihung einzelner Motive zu glauben.



Viele Figuren scheinen aufeinander Bezug zu nehmen. Farben wiederholen sich auffällig. Drachen, Früchte, Mischwesen und menschliche Gestalten tauchen immer wieder in bestimmten Zusammenhängen auf. Manche Bildfolgen wirken beinahe so, als würden sie eine fortlaufende Geschichte erzählen.

Ein neues Verständnis der Fassadenbilder

Genau an diesem Punkt setzen neuere Deutungsansätze an. Denn betrachtet man die Schnitzereien nicht isoliert, sondern als zusammenhängendes Bildprogramm, entsteht möglicherweise ein völlig neuer Blick auf die Fassade des Hoppener-Hauses. Vieles spricht dafür, dass hier moralische, religiöse und symbolische Aussagen bewusst miteinander verknüpft wurden – eingebettet in die Gedankenwelt der Reformationszeit und des frühen 16. Jahrhunderts.

Die folgenden Betrachtungen greifen daher bewusst über die bisherigen allgemeinen Erklärungen hinaus. Sie versuchen nicht nur einzelne Figuren zu benennen, sondern die Beziehungen zwischen den Darstellungen sichtbar zu machen. Den Anfang

bilden dabei die auffälligen Planetengötter Merkur, Diana (als Mondgöttin) und Venus, deren Auswahl möglicherweise weit weniger zufällig war, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Die Planetengötter des Hoppener-Hauses

Auf den ersten Blick mögen die Figuren von Merkur, Diana und Venus wie typische Renaissance-Dekoration wirken – ein wenig antike Mythologie zwischen ornamentalen Schnitzereien, Drachenwesen und Fratzen. Doch gerade ihre Auswahl wirft Fragen auf.

Denn in der Gedankenwelt der Renaissance existierten ursprünglich sieben klassische Planetengötter: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Am Hoppener-Haus erscheinen jedoch lediglich drei davon. Warum gerade Merkur, Diana als Mondgöttin und Venus? Warum fehlen ausgerechnet Mars, Saturn oder Jupiter? Und weshalb wurden diese Figuren so auffällig in die Fassadengestaltung eingebunden?

Während der Renaissance galten Planetengötter keineswegs nur als mythologische Figuren der Antike. Vielmehr verband man mit ihnen bestimmte Eigenschaften, Charakterzüge und Lebensbereiche. Astrologie gehörte damals mehr und mehr zum allgemeinen Weltverständnis gebildeter Kreise. Man glaubte, dass die Planeten Einfluss auf Persönlichkeit, Schicksal und gesellschaftlichen Erfolg eines Menschen ausübten.



Merkur – Sinnbild von Handel und Verwaltung

Diese auffällige Figur wird allgemein als Merkur, römischer Gott des Handels und Götterbote, gedeutet. Sein griechisches Gegenstück ist Hermes.

Schon in der Renaissance galt Merkur als Symbol für kluge Kommunikation, geistige Beweglichkeit und Vermittlung. Er stand astrologisch für Intelligenz, Anpassungsfähigkeit und Rechenkunst – Fähigkeiten, die auch für einen Amtsschreiber von besonderer Bedeutung waren. Schriftverkehr, Urkunden und Register, die Führung von Rechnungen sowie die Ordnung der Amtsgeschäfte gehörten zu seinem Tätigkeitsbereich.

Und genau dies zeichnete Simon Hoppener aus. Als das Haus 1532 entstand, war er Amtsschreiber; fünf Jahre später wurde er Rentmeister Herzog Ernsts des Bekenners und damit verantwortlich für finanzielle und wirtschaftliche Aufgaben des Herzogtums. Betrachtet man die Figur unter diesem Gesichtspunkt, erscheint Merkur beinahe als symbolisches Porträt des damaligen Amtsschreibers Simon Hoppener.

Bemerkenswert ist dabei ein Detail, das leicht übersehen wird: Merkur scheint am Hoppener-Haus zusätzlich eine Flöte zu tragen. Dies ist eher ungewöhnlich und verweist weniger auf Handel als vielmehr auf Bildung, Kultur und schöpferischen Geist. Vielleicht sollte die Figur also nicht nur wirtschaftliche Fähigkeiten ausdrücken, sondern zugleich den Anspruch eines gebildeten Renaissance-Menschen vermitteln.

Diana – Wachstum und Erneuerung

Wenige Figuren weiter begegnet uns Diana, die römische Göttin der Jagd. Pfeil und Bogen machen sie sofort erkennbar. Doch Diana war in der Renaissance weit mehr als eine Jagdgöttin. Sie galt zugleich als Mondgöttin und stand damit symbolisch für Wandel, Erneuerung und Wachstum.

Besonders aufschlussreich ist Dianas Blick auf die zunehmende Mondsichel. Für die Menschen der Renaissance war eine solche Mondsichel weit mehr als ein Himmelszeichen: In der astrologischen Symbolsprache verhieß der wachsende Mond günstige Entwicklungen und einen guten Beginn. Mit der zunehmenden Mondsichel verbanden sich Hoffnung auf Wachstum und Zuversicht für das Kommende.



Gerade im Zusammenhang mit Simon Hoppener erhält diese Darstellung eine besondere Bedeutung. Als das Haus 1532 entstand, war er Amtsschreiber und damit Teil der herzoglichen Verwaltung. Seine Arbeit verlangte, Schriftstücke und Rechnungen zuverlässig festzuhalten, Vorgänge zu ordnen und Entwicklungen im Blick zu behalten. Für Hoppener konnte Diana deshalb eine passende Figur für sein Haus sein. Die zunehmende

Von der Stechbahn zu den Armen Rittern



Vor der Celler Stadtkirche steigen die Fontänen des Wasserspiels aus dem Boden und laufen aufeinander zu. Wenige Schritte weiter stehen am Museumscafé Nachbildungen alter Turnierlanzen. Zwischen Schloss, Kirche und Bomann-Museum erinnern diese Gestaltungselemente daran, woher die Stechbahn ihren Namen hat: Einst traten hier Reiter gegeneinander an, geschützt durch Rüstungen und mit langen Lanzen bewaffnet.

Die Turniere sind jedoch älter als die Bezeichnung des Platzes. In städtischen Unterlagen erscheint erst 1590 der Name „Stechelbane“. Zuvor orientierte man sich an der nahegelegenen Stadtkirche und sprach etwa von einem Ort „kegen der Kirchen“, also gegenüber der Kirche. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich allmählich „Stechbahn“ durch. Vermutlich fanden die Wettkämpfe aber nicht auf dem gesamten heutigen Straßenzug statt, sondern nur auf dessen westlichem Teil, näher an der Vorburg. Der Name der eigentlichen Turnierbahn ging später auf die ganze Straße über.

Achtzehn Turniere auf der Celler Stechbahn

Dass in Celle tatsächlich Turniere ausgetragen wurden, belegt ein außergewöhnliches Zeugnis höfischer Erinnerungskultur. Ein reich illustriertes Turnierbuch, welches Herzog Heinrich dem Mittleren von Braunschweig-Lüneburg (1468–1532) zugeschrieben wird, beschreibt 147 Wettkämpfe. Achtzehn davon wurden auf der Celler Stechbahn ausgetragen.

Ein solches Turnierbuch war jedoch keine Chronik, die möglichst vollständig über das Geschehen eines Landes oder einer Stadt berichten sollte. Es entstand für einen adeligen Auftraggeber und hielt vor allem jene Kämpfe fest, an denen dieser selbst teilgenommen hatte. Verzeichnet wurden der Ort und der Anlass des Turniers, die Gegner und besondere Vorkommnisse. Aufwendig ausgeführte Bilder ließen die Kämpfe noch einmal sichtbar werden. Solche Handschriften waren für einen kleinen, exklusiven Leserkreis bestimmt, in welchem man die beteiligten Personen, ihre Herkunft und ihren Rang kannte.

Das Turnierbuch bewahrt damit nicht nur Namen und Daten. Es führt mitten in eine Welt, in welcher ein Wettkampf zugleich gesellschaftliches Ereignis, öffentliche Bewährungsprobe und persönliche Erinnerung war. Die Celler Stechbahn gehörte nachweislich zu den Orten, an denen diese höfische Turnierkultur gepflegt wurde.

Das Hufeisen und die Sage vom tödlichen Sturz

Gerade an diesem historisch belegten Turnierplatz liegt eine Geschichte im Pflaster, deren Wahrheitsgehalt sich bis heute nicht sicher bestimmen lässt. Vor dem früheren Apothekengebäude ist ein Hufeisen eingelassen. Wenn sie es finden, stellen sich viele Menschen darauf, richten die Zehen zum Schloss und denken an einen Wunsch. Er soll tatsächlich in Erfüllung gehen, berichtet man, aber nur, wenn zehn Jahre lang niemand von diesem Wunsch erfährt.

Seine eigentliche Bedeutung erhält das Hufeisen jedoch durch eine Celler Sage. Es soll an Herzog Otto V., den Großmütigen, erinnern. Im Jahr 1471, so wird erzählt, sei der Herzog während eines Turniers auf der Stechbahn vom Pferd gestürzt und später an den Folgen des Unfalls gestorben. Die Überlieferung kennt sogar eine besonders dramatische Einzelheit: Eine Lanze habe den Kopf seines Pferdes getroffen und dadurch den Sturz verursacht.

Die Suche nach einem ersten Beleg für diese Sage führt allerdings nicht zu diesem Turnier, sondern zunächst nur in das Celler Schloss. Der braunschweigische Hofhistoriograph Philipp Julius Rehtmeier berichtete 1722, Otto sei dort im Januar 1471 gestorben. Einen vorausgegangenen Unfall auf der Stechbahn erwähnte er nicht.

Ausführlicher begegnet die Geschichte erst 1763 bei Johann Heinrich Steffens. In seiner Celler Stadtgeschichte schrieb er von dem angeblichen Turnierunglück, wies aber zugleich darauf hin, dass die übrigen öffentlichen Nachrichten nichts davon wüssten. Zu seiner Zeit soll im damaligen Zeughaus eine Rüstung für Pferd und Reiter gezeigt worden sein, die man mit Otto verband. Doch selbst Steffens fragte, ob diese Rüstung und das Hufeisen im Pflaster nicht spätere Erfindungen sein könnten.



Seine Zweifel sind bemerkenswert, denn sie zeigen, dass die Geschichte schon damals nicht einfach als gesicherte Tatsache hingenommen wurde. Zugleich belegt Steffens, dass das Hufeisen schon vor 1763 als Erinnerungsstätte bekannt war. Die Überlieferung gehörte zu dieser Zeit also längst zum Gedächtnis der Stadt. Wann sie entstanden ist und welche tatsächliche Begebenheit möglicherweise an ihrem Anfang stand, bleibt jedoch offen.

Auch Hans H. Pöschkos Untersuchung der Turniere in Mittel- und Süddeutschland von 1400 bis 1550 löst das Rätsel nicht. Für das Jahr 1471 nennt seine im Rahmen einer Dissertation angestellten Übersicht ein Gesellenstechen in Frankfurt am Main und ein Turnier in München, jedoch keine Veranstaltung in Celle. Daraus lässt sich aber nicht ohne Weiteres schließen, dass es in diesem Jahr kein Celler Turnier gegeben haben kann. Pöschko verzeichnet nämlich für Celle im Zeitraum von 1400 bis 1550 insgesamt nur zwei Termine, während das Turnierbuch Heinrichs des Mittleren allein achtzehn Wettkämpfe auf der Stechbahn beschreibt. Die Auflistung Pöschkos ist also erkennbar lückenhaft.

Was jedoch aus der Dissertation von Hans H. Pöschko hervorgeht, ist, dass auch im Winter Turniere veranstaltet wurden.

Für den angeblichen Turnierunfall Ottos fehlt somit ein gesicherter Nachweis. Widerlegt ist er damit aber ebenfalls nicht. Zwischen dem belegten Sterbeort im Celler Schloss, dem schon 1763 bekannten Hufeisen und der erst spät schriftlich greifbaren Unfallgeschichte bleibt ein Raum, den seit Jahrhunderten die Sage ausfüllt.

Otto II. kann es nicht gewesen sein

Während sich der Wahrheitsgehalt der Sage nicht mehr eindeutig klären lässt, kann ein anderer Irrtum zweifelsfrei berichtigt werden. In zahlreichen Veröffentlichungen und auch in neueren Darstellungen wird behauptet, das Hufeisen erinnere an Herzog Otto II. Das ist allerdings unmöglich.



Otto II., der Stadtgründer Celles, starb bereits 1330. Damit war er seit 141 Jahren tot, als sich der überlieferte Turnierunfall von 1471 ereignet haben soll. Gemeint sein kann nur Otto V., der Großmütige.

Wie aus Otto V. ein Otto II. werden konnte, lässt sich mindestens bis in das Jahr 1986 zurückverfolgen. Damals erschien Christa Gecklers Buch „Die Celler Herzöge. Leben und Wirken 1371 bis 1705“. Der betreffende Herzog wird darin zutreffend mit seinem Beinamen „der Großmütige“ bezeichnet, zugleich aber fälschlich als Otto II. geführt. Beiname und Ordnungszahl gehören aber nicht zusammen. Offenbar wurde dieser innere Widerspruch später nicht bemerkt. Aus einer falschen Ordnungszahl wurde durch ungeprüfte Übernahme eine Angabe, die von einer Veröffentlichung in die nächste wanderte.

Gerade dieser Fehler zeigt, wie unterschiedlich historische Erinnerung fortlebt. Ein kostbares Turnierbuch bewahrt achtzehn Celler Wettkämpfe auf der Stechbahn. Ein Hufeisen hält eine Sage im Straßenpflaster fest. Und eine falsch überlieferte römische Zahl kann sich über Jahrzehnte halten, obwohl die Lebensdaten den Widerspruch deutlich erkennen lassen.

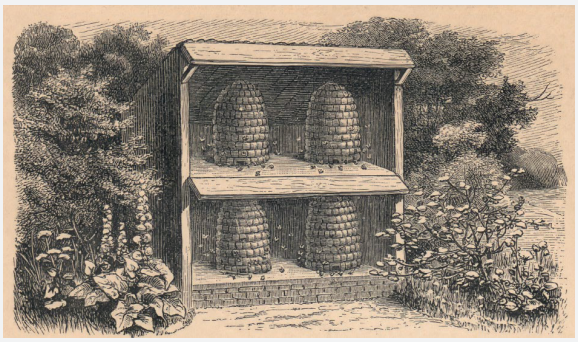
Von Rittern und goldenen Schnitten

Damit wäre die Geschichte der Ritter auf der Stechbahn erzählt. Das Wort „Ritter“ begegnet jedoch noch an einem ganz anderen Ort, an dem weder Rüstungen noch Lanzen gebraucht wurden: in der Küche.

Die Bezeichnung „Arme Ritter“ lebt von einem eigentümlichen Gegensatz. Der Rittername lässt an Burgen, festliche Tafeln und höfischen Aufwand denken. Auf den Teller kommt dagegen etwas ausgesprochen Bodenständiges: altbackenes Weißbrot oder ein Brötchen vom Vortag. Was seine Frische verloren hat, wird aber noch lange nicht wertlos. Milch und Ei machen das Brot wieder weich und saftig, in Butter gebraten bildet sich eine goldbraune Kruste, und Zucker und Zimt geben den Duft einer kleinen warmen Süßspeise.

Mindestens ebenso wichtig wie der Honig war das Wachs. Kerzen aus Bienenwachs galten als besonders hochwertig. Sie brannten ruhiger, rußten weniger als die weit verbreiteten Talgkerzen und wurden deshalb in Kirchen besonders geschätzt. Wer Bienen hielt, gewann somit gleich zwei begehrte Handelswaren.

Für viele Menschen der Heide gehörte die Imkerei deshalb zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens. Und vielleicht erklärt genau dies, warum ein Hausbesitzer in Celle seine Fassade ausgerechnet mit Bienenkörben schmücken ließ.



Über Jahrhunderte prägten sogenannte Stülper das Bild der Lüneburger Heide. Die aus Roggenstroh geflochtenen Bienenkörbe boten Tausenden Bienenvölkern ein Zuhause und bildeten die Grundlage für die bedeutende Honig- und Wachsproduktion der Region.

Die Sorge um den echten Honig

Mehr als drei Jahrhunderte später beschäftigten die Bienen die Menschen noch immer.

Am 25. Januar 1914 veröffentlichte der *Hannoversche Courier* einen ausführlichen Beitrag unter der Überschrift „Wissenswertes vom Honig“. Verfasst wurde er von der Kochbuch-Autorin Luise Holle.

Der Artikel zeigt eindrucksvoll, welchen Stellenwert Honig damals besaß.

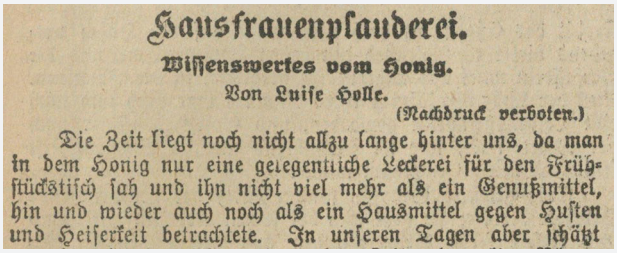
Luise Holle beschreibt Honig nicht nur als Genussmittel, sondern als wertvolles Nahrungsmittel. Gleichzeitig widmet sie sich einem Problem, das viele Käufer beschäftigte: Kunsthonig.

Offenbar waren Verfälschungen bereits damals weit verbreitet. Deshalb erklärt die Autorin ihren Lesern ausführlich, wie sie versuchen konnten, echten Bienenhonig von künstlichen Erzeugnissen zu unterscheiden.

Zunächst räumt sie mit einem verbreiteten Irrtum auf. Dass Honig nach einiger Zeit kandiert, also fest wird, sei keineswegs ein sicherer Beweis für seine Echtheit. Auch Kunsthonig könne diese Eigenschaft zeigen.

Anschließend beschreibt sie verschiedene Prüfmethoden für den Haushalt.

Bereits fest gewordener Honig sollte vorsichtig im Wasserbad erwärmt werden. Nach damaliger Auffassung musste echter Honig dabei einen leichten Schaum bilden. Fehlte dieser Schaum, galt dies als möglicher Hinweis auf Verfälschungen.



Hausfrauenplauderei.

Wissenswertes vom Honig.

Von Luise Holle.

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit liegt noch nicht allzu lange hinter uns, da man in dem Honig nur eine gelegentliche Leckerei für den Frühstückstisch sah und ihn nicht viel mehr als ein Genußmittel, hin und wieder auch noch als ein Hausmittel gegen Husten und Heiserkeit betrachtete. In unseren Tagen aber schätzt

„Dass Honig nach einiger Zeit kandiert, also fest wird, ist keineswegs ein sicherer Beweis für seine Echtheit!“

Noch interessanter erscheint die sogenannte Weingeistprobe. Ein Esslöffel Honig wurde mit drei Esslöffeln Weingeist vermischt und kräftig geschüttelt. Eine klare Lösung sprach nach damaliger Auffassung für echten Honig. Trübungen oder Niederschläge galten dagegen als verdächtig.

Der bemerkenswerteste Satz des Artikels steht jedoch an anderer Stelle: Trotz aller beschriebenen Hausmittel räumt Luise Holle ein, dass sich eine Verfälschung letztlich nur durch chemische Untersuchungen zuverlässig feststellen lasse. Damit war sie ihrer Zeit erstaunlich weit voraus.

Die Krise der Imkerei

Während Käufer über echten und gefälschten Honig diskutierten, stand die Imkerei selbst vor großen Herausforderungen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte der Rückgang von Imkerei und Bienenvölkern in der damaligen Provinz Hannover trotz privater Initiativen und staatlicher Förderung nicht aufgehalten werden. Die Heideflächen gingen zurück, die traditionelle Ausrichtung auf die Heideblüte verlor an Bedeutung, Schulungs- und Beratungsmöglichkeiten fehlten vielerorts, und die Anforderungen an die Honigqualität stiegen stetig.

Hinzu kamen Krankheiten, die ganze Bienenvölker bedrohten.

Besonders gefürchtet war die Amerikanische Faulbrut. Hinter dem beinahe harmlos klingenden Namen verbirgt sich eine der zerstörerischsten Krankheiten der Honigbiene. Befallen werden nicht die erwachsenen Bienen, sondern die Larven. Die Krankheit beginnt im Verborgenen. Die jungen Larven erhalten mit ihrem Futter winzige Bakteriensporen, die sich in ihrem Körper vermehren. Kurz nachdem die Brutzellen verschlossen wurden, sterben die Larven ab. Zurück bleibt eine braune, zähe Masse, die später eintrocknet und dabei Millionen neuer Sporen freisetzt.

Das eigentliche Problem lag jedoch in der enormen Widerstandsfähigkeit dieser Sporen. Sie konnten über viele Jahre hinweg infektiös bleiben. Wurde ein geschwächtes Bienenvolk von Nachbarvölkern beraubt, gelangten die Sporen mit dem geraubten Honig in weitere Stöcke. Auf diese Weise konnte sich die Krankheit über ganze Regionen ausbreiten.

Für die betroffenen Imker war dies oft eine wirtschaftliche Katastrophe, denn ein Bienenvolk stellte einen erheblichen Wert dar. Honig und Wachs waren wichtige Einnahmequellen, und jeder Verlust traf den Betrieb unmittelbar. So machte die Amerikanische Faulbrut deutlich, dass die Imkerei längst nicht mehr allein auf Erfahrung und überliefertes Wissen bauen konnte. Forschung, Krankheitsbekämpfung und Beratung wurden immer wichtiger.

1927 musste eine Lösung gefunden werden

Die Schwierigkeiten waren schließlich so groß, dass sie auch die Politik beschäftigten. Namhafte Persönlichkeiten der Provinz Hannover trieben die Idee einer Institutsgründung voran. Im April 1927 beschloss der Provinziallandtag in Hannover die Gründung des „Hannoverschen Landesinstituts für Bienenforschung und bienenwirtschaftliche Betriebslehre“ in Celle.

Die Wahl des Standortes kam nicht von ungefähr. Bereits im Mittelalter gehörte die Lüneburger Heide zu den bedeutendsten Regionen für die Honig- und Wachsproduktion und Celle hatte sich über Jahrhunderte zu einem Zentrum des Handels mit diesen Erzeugnissen entwickelt.

Zum Hören:
Das Bieneninstitut Celle
Hörbeitrag aus dem
Celle-Kalender 2026
ca. 8 Minuten

Von der Orangerie zum Forschungsinstitut

Untergebracht wurde das neue Institut in der ehemaligen herzoglichen Orangerie. Wo einst Orangen- und Zitronenbäume überwinterten, hielt nun also die Wissenschaft Einzug.

Am 1. Juli 1927 nahm das Institut seine Arbeit auf. Zum ersten Direktor wurde Professor Dr. Albert Koch berufen, der zuvor bereits das Bieneninstitut in Münster aufgebaut hatte. Ihm standen zunächst lediglich drei Mitarbeiter zur Seite.

Trotz dieser bescheidenen Anfänge entwickelte sich das Institut rasch zu einer wichtigen Einrichtung für die Imkerei, denn von Anfang an setzte man auf einen ganzheitlichen Ansatz. Forschung, Entwicklung, Untersuchung, Beratung und Schulung sollten unter einem Dach vereint werden. Damit wirkte das Institut nicht nur als Forschungsstätte, sondern griff unmittelbar in die Praxis der Imkerei ein.

Was Pollenkörner verraten

Ein wesentlicher Teil der Arbeit am Bieneninstitut findet im Labor statt. Dort werden Honig, Wachs, Pollen und zahlreiche weitere Proben untersucht. Krankheiten werden erforscht, Qualitätsfragen geklärt und neue Erkenntnisse gewonnen. Unter dem Mikroskop eröffnet sich eine faszinierende Welt; denn jedes Pollenkorn besitzt eine charakteristische Form. Für Fachleute sind diese Strukturen beinahe so aussagekräftig wie Fingerabdrücke. Anhand von Pollenanalysen lässt sich feststellen, welche Pflanzen die Bienen besucht haben und aus welchen Trachtquellen ein Honig stammt.

Plötzlich erscheint die Weingeistprobe des Jahres 1914 wie ein ferner Vorläufer moderner Untersuchungsmethoden. Der Grundgedanke ist jedoch derselbe geblieben: die Suche nach der Wahrheit über den Honig.

Schon die ersten Aufgaben nach Gründung des Instituts reichten weit über die reine Honigprüfung hinaus. Untersucht wurden Fragen der Bienenzucht, der Bienenkrankheiten, der Honig- und Wachsqualität sowie der Bestäubungsleistung. Viele dieser Themen beschäftigen die Forschung bis heute.

„Der Mann oben hatte zum Überlegen keine Zeit, der beizende Rauch nahm ihm schon die Luft. Er sprang, hatte Glück, packte das Seil, hantelte daran herunter. Ein bißchen angesengt war er schon, er sagte, die Hitze hätte ihn ganz verrückt gemacht, am liebsten wäre er in den brennenden Turm gesprungen.“

„Wodurch ist das Feuer entstanden?“ fragen wir.

Er zog die Schultern hoch: „Das weiß man nicht,“ sagte er, „vielleicht durch einen Funken der Bohrmaschine. Jetzt kann man nichts mehr feststellen, der Eisenturm hat sich verbogen, ist umgekippt, ein Teil ist zerschmolzen, das Öl läuft über die Wiesen und brennt.“

Wir sind auf der Fahrt zum Bohrfeld, biegen von der Straße ab, kommen an Löschwagen vorbei. Neblige Rauchschwaden, mit kleinen schwarzen Flocken durchsetzt, schieben sich in die Lichtkegel der Scheinwerfer. Lange Reihen parkender Autos glänzen im flackernden Licht der jetzt sichtbaren Flammen. Dunkel ragen die Bohrtürme in die Nacht. Schwärme Neugieriger stehen an Ecken, Zäunen, auf erhöhten Stellen. An Rohrstapeln, Bretterbuden, schluckenden Pumpen, Drahtseilen, stolpern wir auf die Helligkeit zu.

Berge leerer Mineralwasserflaschen liegen im Grase. In den erhellten Nachthimmel kriecht eine fette Rauchwolke. Plötzlich, mit Knattern und Dröhnen, spritzt ein grell brennender Ölstrahl zum Himmel. Höher und höher stoßen die von dumpfen Explosionen begleiteten Flammen in die wirbelnden Rauchwolken. Sechzig bis siebzig Meter hoch faucht die Stichflamme aus der Erde, eine unerträgliche Hitze strahlt über das Feld. Die hinter eisernen Schutzschilden arbeitenden Feuerwehrleute haben ihre Plätze verlassen, fliehen über die Wiese. Ich fürchte, daß mir die Optik der Kamera vor Hitze springen wird, meine Lederjacke riecht sengerig. Im Schatten einer Wellblechbude erwarten wir das Ende der Eruption, die alle fünf bis sechs Minuten aus der Erde steigt. Die Feuerwehrleute nähern sich wieder der zusammensinkenden Feuersäule, springen hinter die Schutzschilde, schaufeln weiter an der Eindämmung des brennenden Öls. Mit Sand beladene Loren klappern über schnell gelegte Gleise an den Brandherd. In den nahen, vom zuckenden Lichtschein beleuchteten Bohrtürmen knirschen und malmen die Bohrer. Oben aus den Luken glimmen Glühbirnen trübe durch den Rauch.



Ölbrand in Nienhagen. Die Eruption beginnt.
Die Feuerwehrleute haben ihre Posten an den Schutzschilden verlassen

Als sich die Augen an die Helligkeit gewöhnt haben, bemerke ich in den Flammen einen geneigten Betonblock, aus dem ein geknicktes Rohr ragt. Aus der Öffnung steigt eine glühende, hellviolette Fontäne – das brennende Öl.

Nach einigen Minuten donnert eine neue Eruption aus dem Schoß der Erde. Wir wollen nicht fortlaufen, aber die Hitze steigert sich immer mehr und hetzt uns über das Feld. Mit gurgelndem Dröhnen scheint sich die Erde zu öffnen. Im Laufen sehen wir uns entsetzt an; es ist, als wenn das Ende der Zeiten gekommen wäre.

Die Flamme senkt sich wieder auf Haushöhe. An der Windseite zerschneiden Monteure mit Schweißapparaten das Eisengerüst des umgesunkenen Bohrturmes. Ein Teil des verbogenen Gerippes glüht in den Flammen.

Im Dunkeln des Feldes Rufen und Schreien: „Fertig, los!“ . . . Ein Motor heult auf, es ruckt in den halbglühenden Verstrebungen, ein Drahtseil schnellt von der Erde und spannt sich knackend. Stück für Stück zieht ein Lastwagen Teile des Turmes aus der Glut in die kalte Luft der Nacht.

Als wir zum Auto gingen, hüpften unsere langen Schlagschatten wie Gummipuppen über den Weg. Inzwischen war es zwei Uhr nachts geworden. Wir setzten uns fröstelnd in den Wagen, denn die Nacht war empfindlich kühl.

Quelle des Augenzeugenberichts:
Victor Kuron (1896–1952):
Deutschland, ich liebe Dich.
Zeitgeschichte, Berlin 1935.

zusammenhängenden Vlies. Stets fährt das Messer schnell, aber ruhig durch den Wollbesatz. Ist ein Bereich frei, ändert der Scherer die Haltung des Tieres, setzt neu an, führt das Messer weiter. Für den Laien sieht es fast selbstverständlich und einfach aus. Aber gerade darin liegt die Kunst.



Geduldig und ganz entspannt wartet die Schnucke auf ihre Schur.

Denn die Schur soll nicht nur schnell gehen. Sie soll sauber sein. Sie soll die Haut nicht verletzen. Sie soll das Tier nicht unnötig beunruhigen. Und sie soll möglichst ein zusammenhängendes Vlies ergeben. In einem Stück lässt sich die Wolle leichter aufnehmen und in den großen Erntesack geben. Dann ist die Schur gut.

Wenige Minuten später liegt der nächste fast geschlossene Wollteppich auf dem Boden. Die Schnucke wird freigelassen und manchmal springt eine Freigelassene mit einigen kräftigen Sätzen davon. Fast könnte man meinen, sie freuten sich darüber, mehrere Kilogramm Wolle losgeworden zu sein – zumal an diesem heißen Sommertag.

Till Habjanic korrigiert diese Vorstellung. Tatsächlich, sagt er, würden Heidschnucken auch mit ihrer Wolle gut durch den Sommer kommen. Viele Menschen wüssten das nicht. Die Tiere könnten ihre Körpertemperatur erstaunlich gut selbst regulieren. Wichtig sei nur, dass ihnen ausreichend Schatten und frisches Wasser zur Verfügung stehen. Dann kommen sie auch an heißen Sommertagen gut zurecht.

Schon wird die nächste Heidschnucke zur Schur herangeführt.

Die drei Besucherinnen verfolgen die ungewohnte Szene fasziniert. Ein Helfer nimmt einen der gerade abgeschorenen Wollteppiche auf und breitet ihn vorsichtig vor den Besucherinnen auf dem Boden aus. Nun wird die Größe des Vlieses deutlich; eben noch gehörte es zu einer Heidschnucke.

Wieder hängt der Wollteppich fast vollständig zusammen. Nur wenige Öffnungen zeigen, wo Beine und Hals der Heidschnucke gewesen sind. Drei bis vier Kilogramm Wolle liegen nun zum Anfassen nah, noch ganz warm.



Ein Wollteppich in voller Pracht.

Ohne ihr Wollkleid wirkt die Gestalt der Heidschnucke ganz und gar nicht mehr als das Charaktertier der Lüneburger Heide. Jetzt wirkt sie anders, seltsam fremd: schmaler, kantiger und auf den ersten Blick eher wie eine Ziege als wie das eben noch wollige Tier, welches viele Besucher beim Gedanken an die Lüneburger Heide sofort im Kopf haben.

Ein Wollteppich als Maßstab

Ein fast geschlossener Wollteppich ist nicht nur schön anzusehen. Er erzählt auch etwas über die Arbeit. Wenn die Wolle in einer großen Fläche abgenommen wird, zeigt das, wie sicher und vorsichtig geschoren wurde. Es wurde nicht hastig hier und da am Tier herumgeschnitten. Es wurde nicht einfach Wolle entfernt. Der Scherer hat den Körper des Tieres gelesen, die Haltung des Tieres verändert, die Übergänge am Körper beachtet und die Maschine so geführt, dass der Schnucke kein Leid geschieht.

Wer einmal die Gelegenheit hat, einer Schur zuzusehen, dem fällt zunächst das Tier auf, welches ruhig bleibt. Vielleicht sogar die Schur genießt. Dann sieht man den Scherer, der sich tief über die Schnucke beugt. Man sieht Helfer, die bereitstehen und erledigen, was zu erledigen ist. Man hört das stete Summen der Maschinen, das Blöken der übrigen Tiere.

Aber auch wenn sich die Heidschnucken während der Schur alle gleich zu verhalten scheinen, sie haben dennoch alle ihren eigenen Kopf, ihren eigenen Charakter. Till Habjanic erkennt nach eigener Aussage etwa die Hälfte seiner Herde wieder: an der Stellung der Hörner, an der Farbgebung, aber auch an der Persönlichkeit. Manche Tiere sind ruhiger, andere lebhafter. Und immer wieder beeindruckend ist für ihn das Leitschaf einer Herde, welches vorneweg geht und auf Zuruf kommt. Es heißt Lemmie. Immer.

Allmählich beginnt man zu ahnen, was ein Schäfer sieht, wenn er in seine Herde blickt.

Das Franzosengrab bei Lachendorf

Eine Spurensuche zwischen Überlieferung, Quellenkritik und Geschichte



Eine Kindheitserinnerung

Beim Gockenholzer Kreisel, auf Höhe der Bahnschienen, mag sie dem einen oder anderen Durchreisenden aufgefallen sein, Ortskundige kennen sie ganz sicher: eine kleine Baumgruppe auf einem ansonsten freien Feld.

In jugendlichen Jahren kam ich einmal von Celle her an diesem Ort vorbei. Damals wurde ich gefragt: „Schau mal rechts, weißt du, was das ist? Das ist das Franzosengrab. Dort liegen Franzosen begraben, welche dort aufgehängt worden sind.“ Wurde wirklich gesagt, dass die Franzosen „dort“ aufgehängt wurden? Ob dieser Satz damals tatsächlich so fiel, weiß ich nicht mehr. Geblieben ist jedenfalls die Vorstellung, dass die Franzosen an eben dieser Stelle gehängt und begraben worden sein sollten.

Die Spur im Heimatbuch

Nun bekam ich vor einiger Zeit das „Heimatbuch für den Landkreis Celle – Der Speicher“ aus dem Jahr 1930 in die Hände. Viele Autoren haben an diesem Buch mitgewirkt. Sogar das Franzosengrab wird hier erwähnt und Georg Breling, seinerzeit Rektor der Mittelschule in Celle, schreibt darüber folgendes[1]:

„Als Ferdinand den Befehl zum Rückzuge gegeben hatte, war der Offizier v. Wettern, der mit 40 Mann auf dem linken Flügel stand, vergessen worden; doch entging er den Franzosen durch seine entschlossene Haltung. Da die Franzosen von Schwachhausen aus nordwärts vorstießen, ist es möglich, daß unweit des Ortes Gockenholz ein Gefecht mit jenen zurückgebliebenen Kriegern stattfand, und daß das ‚Franzosengrab‘ in der Gemarkung Gockenholz mit diesen Kämpfen in Verbindung steht. Das mit Fuhren bewachsene Grab, in dem französische Offiziere und Mannschaften ruhen sollen, liegt der Gockenholzer Gastwirtschaft gegenüber, in der Nähe des Bahnüberganges über die Straße Celle – Beedenbostel.“

Diese Darstellung widerspricht vollständig der mir erzählten Begebenheit. Da ich mich ohnehin seit einiger Zeit mit der Lachendorfer Heimatkunde beschäftige, begab ich mich auf Spurensuche.

Führt die Spur zum Siebenjährigen Krieg?



Das Franzosengrab, so genannt auf einer Ansichtskarte, gelaufen am 09.08.1961

Schnell wurde ich fündig: drei Franzoseneichen gab es einst in Thüringen bei Horsmar (Landkreis Unstrut-Hainich), heute ist nur noch eine davon vorhanden. Den Beinamen Franzoseneichen erhielten diese Eichen aufgrund eines dort stattgefundenen Gefechtes zwischen französischen und preußischen Truppen am 12. September 1761. Die ehemals drei Eichen wurden an der Grabstelle von drei gefallenen französischen Offizieren gepflanzt.

Auf dem Lachendorfer Franzosengrab steht nur eine alte mächtige Eiche neben einigen deutlich jüngeren Bäumen, welche vermutlich von selbst aufgelaufen sind. Die Darstellung eines stattgefundenen Gefechtes während des Siebenjährigen Krieges erscheint aber dennoch nachvollziehbar.

Aber war das denn wirklich so? Georg Breling bezieht seine Ausführungen auf einen Aufsatz von Dr. Karl Nöldeke[2]. Darin heißt es: